

Platon-Aristoteles: Was heißt philosophieren?

So zerklüftet ist das heutige philosophische Denken, daß selbst der Begriff und die Aufgabe der Philosophie zum fraglichen Problem geworden sind. Innerhalb derselben drängen sich wiederum manche Fächer, so Erkenntnislehre, Psychologie, Geschichte, derart in den Vordergrund, daß man meinen sollte, in ihnen liege der Schwerpunkt der Welt- und Lebensanschauung. Weiterhin hat man eine solche Menge positiver Gegebenheiten und empirischer Unterlagen in den Kreis der philosophischen Voruntersuchungen gezogen, daß zu ihrer ideellen Aufarbeitung kaum noch eine normale Begabung hinreicht. Durch diese an den positiven Wissenschaften orientierte Einstellung sind freilich verschiedene philosophische Einzelgebiete mit Erfolg angebaut worden, aber hat nicht anderseits die Beherrschung des philosophischen Gesamtgebietes ernstlich darunter gelitten? Ist nicht durch das Haftensbleiben des Auges an Einzelausschnitten der freie und königliche Blick für das Ganze benommen, eingeengt und gekrümmt worden?

Bei dieser Selbstbesinnung und kritischen Einkehr kommt dem Historiker unwillkürlich das Wort des alten Horaz in den Sinn: *Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna!* Und gleichzeitig erinnert er sich der Mahnung des großen Landsmannes Albert: Wisse, daß man nur durch die Kenntnis des Platon und Aristoteles zur wahren Weisheit gelangt. In der Tat hat die Nachwelt stets in beiden Denkern die ideale Verkörperung der Philosophie erblickt, und von ihren Tagen an ist durch die heidnische Antike, die Patristik, die Scholastik, die Renaissance hindurch und wiederum im 19. und 20. Jahrhundert eine Tiefen- und Massenwirkung ausgegangen wie von keinem andern Philosophen. Unsre Zeit steht ja modernen Weltweisen, wie etwa Kant und Hegel, noch viel zu nahe, um die Behauptung wagen zu dürfen, daß sie auf die Dauer ebenso mächtig nachwirken werden wie die beiden Griechen.

Diese geschichtliche Tatsache dürfte einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Beantwortung obiger Frage liefern: Was heißt philosophieren? Was will die Philosophie? Nicht als sollte die Neuzeit auf den alten Standpunkt wieder hinabsteigen, nicht als sollte sie sich auf die Ergebnisse beider Denker festlegen, nicht als sollte sie den Riesenfortschritt über die Griechen hinaus als ein unfruchtbares Kapitel unbeachtet lassen. Die Art und Weise indes, wie jene Denker sich zu den Problemen stellten, ihre wissenschaftliche Methode, das Weltganze ideell aufzubauen, die Hochziele, die sie bei ihrer Spekulation verfolgten, dürften uns fruchtbare Anregungen bei unserer philosophischen Gewissenserforschung geben.

Lehrreich ist bereits in formeller, in methodischer Hinsicht das urwüchsige Vertrauen zur natürlichen Einsicht, zu den vorphilosophischen Denkergebnissen. Sie glauben deshalb auch nicht in verstiegenem Kritizismus, das Stehen und Fallen der Metaphysik von weitausholenden, langatmigen Voruntersuchungen über die Bedingungen und Grenzen des Erkennens abhängig machen zu müssen. In dem normalen Verlauf des Denkens selbst erblicken sie mit Recht die Bürgschaft dafür, daß es für die Wahrheit, für das Erfassen der Dinge bestimmt

ist. Sie würden darin einen offenbaren Widerspruch erblickt haben, daß der Geist Immanentes, das für sein Erkennen ebenso nahe und fern steht wie Transzendentes, getreu widerspiegeln soll und trotzdem an Transsubjektives nicht heranreichen könne. Ihre Philosophie hat deshalb wie alles Große in der Natur etwas so Schlichtes und Selbstverständliches und Ungekünsteltes. Ihre Denkergebnisse weisen darum — in erster Linie gilt das von Aristoteles — so viel Zusammenhang mit der Auffassung des gesunden, gescheiten Menschenverstandes auf, haben etwas Überzeitliches, Überräumliches, Übernationales. Die von Platon angewandte Sokratische Methode scheint die einfachste von der Welt zu sein, bei Aristoteles kehrt ständig die Frage wieder: *Τί λέγουσιν?* wie denkt das Volksbewußtsein darüber? Ja die Philosophie ist nach ihnen legelich aus dem *ταυμάζειν*, der kindlichen, ehrfurchtsvollen Scheu vor den sachlichen Gegebenheiten geboren.

Aus dieser wissenschaftlichen Seelenverfassung fließt zweitens die enge Fühlungnahme mit den Theorien der Vorgänger. Meist bringen Platon und Aristoteles ihre Problemstellungen im Zusammenhang mit den Aufstellungen früherer Denker, weshalb ihre Schriften auch so ertragreich für die Geschichte der griechischen Philosophie sind. Platons Ideenlehre ist der kritische Ausgleich zwischen dem unbeweglichen, undifferenzierten Alleins der Eleaten und dem ständigen Fluß Heraklits, und ganz allgemein ist sein im Grunde ethisch-religiöses Gesamtsystem die metaphysische Begründung, Vertiefung und Weiterführung der Sokratischen Tugendlehre und Dialektik. Seinerseits ist Aristoteles, so sehr eine oberflächliche Beschäftigung das Gegenteil dartun möchte, weit weniger der Kritiker als der Vollender des Platonischen Weltbildes, die eigentlichen Tiefen des Schülers gehen auf den Meister zurück. Viele bedeutsame Einzelpartien seiner Lehre, wie das Begriffspaar Materie und Form, Bewegung und Elementenlehre, sind ebenfalls durch den Verlauf der vorsokratischen Philosophie bestimmt.

Infolgedessen weist selbst die Form einen so unpersönlichen Zug auf, was man namentlich bei der lebensvollen, künstlerischen Art Platons nicht zu hoch bewerten kann, er tritt ganz hinter Sokrates zurück, ja in den Jugendidialogen wandelt er noch stark in dessen Bahnen. Weder Platon noch Aristoteles erheben wie so oft die Modernen den Anspruch, in methodischer oder inhaltlicher Hinsicht neue Wege weisen zu wollen. Nur einmal betont letzterer in maßvoller Weise, über andere Teile der Logik hätten bereits Frühere gearbeitet, eine Gesamttheorie des syllogistischen Verfahrens habe er zum ersten Mal mit Mühe erdacht. Ganz unpersönlich gerichtet, wie es der Antike und dem Mittelalter eigen ist, stellen sie ihre übermenschliche Geisteskraft in die organische Selbstbewegung der Wahrheit.

Trotzdem unterliegen sie nicht der Gefahr, ernste, strenge Wissenschaftlichkeit mit oberflächlicher Geistreichigkeit, Philosophieren mit Popularisieren zu vermengen. Von den einfachsten Ausgangspunkten dringen sie bis zu den schwindelnden Höhen der Metaphysik, von den konkreten, sinnfälligen Besonderungen bis zu den abstraktesten, allgemein und notwendig geltenden Sätzen vor. Mit ihrer durchsichtigen, folgerichtig voranschreitenden Dialektik reichen sie bis an die höchsten Spizen der Psychologie und Gotteslehre, der Ethik und Staatslehre, so daß nur ein der Sinnenwelt abgewandtes, spekulativ

geschultes Denken ihnen zu folgen vermag. So gelassen und sorgsam sie auch die aus der Vergangenheit zu ihnen dringenden Stimmen zu belauschen verstehen, so setzt doch mit ihren Lehren ein völlig Neues in der Geschichte des menschlichen Denkens ein. So unpersönlich sie zu uns reden, so greifen sie doch tief in die Seele. Nach dem sorgfältigen Durcharbeiten ihrer Schriften ergeht es einem wie nach einem bedächtigen Gang durch die griechischen Kunstwerke, etwa die Skulpturensammlungen des Vatikans: ein Apollo, ein Laokoon, ein Zeus treten einem zuerst so typisch, so streng objektiv gegenüber, und doch geht man so befriedigt, so bereichert, so über sich selbst und seine Gedankenwelt hinausgewachsen, voll großer, bedeutsamer, bleibender Eindrücke nach Hause zurück.

Vergleichen wir damit die Art der Neueren. Gewiß verdient das heiße Ringen um die Lösung des Erkenntnisproblems, das vielleicht das schwierigste, jedenfalls das umstrittenste in der gesamten Philosophie ist, alle Anerkennung, und das Altertum und Mittelalter haben diese Frage noch nicht aufgerollt. Vieles Bleibende ist auch zu ihrer endgültigen Beantwortung geschehen. Indes ist zunächst die einseitige intensive Beschäftigung mit ihr auf Kosten der eigentlichen Geinsgebiete ungesund. Es ist hier genau wie in der Arzneikunde: Jeder erfahrene Arzt wird ein zu viel Beschäftigen mit dem eigenen Körper, mit dem eigenen Ich und seinen Krankheiten als eine ernste Gefahr ansehen. Ebenso wird der Diagnostiker des heutigen Geisteslebens vor der einseitigen Subjekt-Philosophie warnen und die Forderung erheben: Zurück zu den Dingen, zu den Gegenständen um und außer uns!

Weit bedenklicher als das Zuviel der Erkenntnis Kritik ist der methodische Betrieb. Statt mit Platon und Aristoteles in vernünftigem, maßvollem, jugendfrischem — sagen wir es offen heraus, selbst auf die Gefahr hin, als unwissenschaftlich abgetan zu werden — Dogmatismus an das eigene Denken und sein Können heranzutreten, bindet man sich in eingeschüchtert greisenhafter Autoritätsgefolgschaft an Kantisch-positivistisch-relativistisch-skeptische Formeln und Verbote. Gewiß, mit dem naiven Realismus vieler alter und mittelalterlicher Philosophen, die glauben, unmittelbar die Dinge selbst geistig betasten zu können, die etwa schon mit der Vorstellung der Quantität, des Raumes oder auch des eigenen Körpers deren Wirklichkeit zu erleben wähnen, ist wissenschaftlich wenig anzufangen. Uns will scheinen, daß jede kritische Prüfung nur einen archimedischen Punkt braucht, das Selbstbewußtsein mit seinen Gegebenheiten, und daß sie sich von da mit Augustin und Descartes ihren Weg in die metaphysische, physische und logische Welt zu bahnen hat. Das aber sollte jedem besonnenen Erkenntnis Kritiker ebensowohl die eigene systematische Untersuchung als auch die Geschichte, vor allem die des Kritizismus, lehren, daß man ohne ein sicheres Vertrauen zum eigenen Denken und seine unmittelbar einleuchtenden Ergebnisse nie vom Fleck kommen wird.

Neulich schrieb ein etwas boshafter Rezensent bei Besprechung einer Philosophie des Lebens das bezeichnende Wort: Aber was hat denn die heutige Philosophie noch mit dem Leben zu tun? Träfe das nur nicht zu! Verstände doch auch der Nichtfachmann oder wenigstens der Fachmann ohne besondere Mühe die Sprache der modernen Philosophie, ihre Gedankengänge, ihre Voraussetzungen, ihre Beweisführungen! Die weiten Massen der Gebildeten

lehen geradezu nach Aufklärung und Belehrung in weltanschaulichen Fragen, aber ein großer, wenn nicht der größte Teil der einschlägigen Literatur bleibt ihnen meist ein Buch mit sieben Siegeln. Ist es ihre Schuld? Die Platonischen Dialoge werden bereits auf dem Gymnasium gelesen, und die Schriften des Stagiriten sind ebenfalls nach Überwindung einiger Schwierigkeiten verständlich.

* * *

Der zweite Vorzug des Platonisch-Aristotelischen Philosophierens liegt in der begrifflichen, dialektischen Art, Stellung zu den Dingen zu nehmen. Gewiß, beide Denker verschmähen die unmittelbare Anschauung, die lebendige Intuition nicht, im Gegenteil, sie legen die unmittelbar einsichtigen Wahrheiten ihrem ganzen Wissensgebäude als Fundament zu Grunde und werten sie bis zu einem gewissen Grad als die vornehmsten Erkenntnisse. In Bezug auf Platon braucht das nicht näher ausgeführt zu werden, seine genialsten Sätze sind weit mehr aus der künstlerischen, lebendigen, vom philosophischen Eros beflügelten und getragenen Anschauung als aus dem diskursiven, ableitenden Denken geboren. Es ist gewiß nicht zufällig, daß in den packendsten Stellen seiner Dialoge, etwa im Phädrus und Symposion, weit mehr die Intuition als die Abstraktion, der gestaltende Künstler als der nüchterne Denker zu uns spricht und darum so wirkungsvoll in die Seele greift.

Aber auch für den vornehmlich deduktiv und syllogistisch arbeitenden Aristoteles ist die unmittelbare Anschauung von der größten Bedeutung, nicht nur die sinnliche — er hätte ja nicht einer alten Arztfamilie entstammen und nicht allüberall von den in seinen reichen Sammlungen verdichteten Beobachtungen ausgehen müssen —, sondern auch die intellektuelle. Die unmittelbar für jedes normale Bewußtsein einleuchtenden Prinzipien sind Ausgangspunkt und Träger seines Gesamtsystems. Seine diesbezüglichen Ausführungen am Schluß der zweiten Analytiken gehören zum Besten der philosophischen Weltliteratur und haben in späteren Zeiten, namentlich beim hl. Thomas und andern Scholastikern, ein lautes Echo gefunden.

Beide Philosophen erblicken eben die höchste Funktion der Wahrheitsforschung nicht in kritischen Vorarbeiten, die mehr oder minder im Vorhof des Heiligtums stehen bleiben, oder im Systematisieren bereits feststehender Forschungsergebnisse, wie das manche Epigonen, scholastisch und nichtscholastisch gerichtete, zu tun scheinen, sondern im Erringen und Ergreifen derselben, im freudigen Sehen und Begreifen derselben, einerlei, wie sie in ihren Besitz gelangen, ob unmittelbar oder auf mühsamen Umwegen, ob in schlichter Dialogform oder in strenger Methodik.

Trotz dieser intuitiven Elemente, trotz dieses urwüchsigen Suchens nach philosophischem Neuland ist doch legellich beim Lehrer und Schüler der ideelle Besitz der Weisheit in begrifflichem Denken, in scharf umgrenzten Definitionen niedergelegt. Dieser Punkt muß gegenüber dem vielfachen undisziplinierten Gebaren moderner Intuitionisten, Lebensphilosophen, Phänomenologen und ähnlicher Richtungen betont werden. Platon tritt da völlig das Erbe des Sokrates an, der in all seinen Lehrvorträgen legellich dahin strebte, gegenüber dem intellektuellen Wankelmüt und dem charakterlosen Subjektivismus der Sophisten das sittliche Verhalten auf sicherem, unwandelbarem, objektivem

Wissen zu gründen. Der Weg zu diesem Ziel führt bei beiden über Induktion und Einteilung. Man muß förmlich staunen, mit welcher Zähigkeit, Feinheit und Folgerichtigkeit der große Künstler diese trockene, fast ermüdende Arbeitsweise selbst in den formvollendetsten, bilderreichsten Dialogen durchführt. Wenn er uns dann gar in seinen dialektischen Ausführungen gleich den Göttern an der Schau der ewigen Wesenheiten teilnehmen läßt, so leitet er uns mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und fast ängstlicher Genauigkeit an, jede allgemeine Idee scharf zu fixieren und zu umgrenzen, ihr eindeutig ihren Platz in der schier endlosen Hierarchie der Urbilder anzuweisen. Erst derjenige, der sich in dieser raum- und zeitlosen Welt des wahren Seins völlig auskennt, ist der wahre Philosoph.

Aristoteles führt diese exakte Art schulgerrecht auf allen einzelnen Gebieten durch. Wie scharf geschnittene Kristalle stehen da seine Begriffe und Definitionen in Reih' und Glied und leuchten nach Jahrtausenden noch in ihrem ursprünglichen Licht. Greifen wir aus der allgemeinen Metaphysik nur etwa die Begriffe von Akt und Potenz, aus der Naturphilosophie die von Bewegung und Zeit, aus der Psychologie die der Seele und des Erkennens, aus der Ethik die der Tugend und höchsten sittlichen Aufgabe, aus der Staatslehre die der vollkommenen Gesellschaft und Verfassung, aus der Ästhetik und Rhetorik die feinsinnige, reiche Analyse der verschiedensten Affekte heraus.

Eindrucksvoller vielleicht noch als die Aristotelische Praxis spricht seine mit staunenswertem Scharfsinn und bewunderungswürdiger Geschlossenheit durchgeführte Theorie von der großen wissenschaftlichen Bedeutung, die er dem dialektischen, begrifflichen Verfahren beilegte. In den verschiedenen logischen Schriften entwickelt er bis ins einzelne die Technik des Beweisens, Definierens, Disputierens, derart, daß fast heute noch das Wort Kants gilt, die Dialektik habe über Aristoteles hinaus keine nennenswerten Fortschritte gemacht, wie ein oberflächlicher Vergleich der heutigen neuscholastischen Lehrbücher mit den beiden Analytiken, der Logik und Sophistik jeden leicht überzeugen kann.

In dieser Beziehung steht die griechische Philosophie auf demselben Standpunkt wie die scholastische und neuere bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Bekannt ist der Hinweis Kants auf das Vorbild Wolffs und die Bestimmtheit, mit der er nicht ohne einen verächtlichen Seitenblick auf die Popularphilosophie der Aufklärung alles genial und geistreich sich gebärdende Sprüngenmachen kurzerhand von sich weist. Es war dem 19. und 20. Jahrhundert vorbehalten, mit Berufung auf vorgebliche intellektuelle Anschauungen, unkontrollierbare Intuitionen und rein persönliche Erlebnisse seine Systeme von vornherein vor jeder Kritik zu schützen und alle diejenigen als nicht reif zum Philosophieren zu erklären, die sich zu diesen Kühnheiten nicht ermannen konnten.

Inhaltlich ist bei Platon und Aristoteles das Epochemachende, daß sie zum ersten Mal das Gesamtgebiet der Dinge in den Kreis ihrer Spekulation ziehen. Philosophie ist ihnen die Erklärung des Einzelnen aus dem Ganzen und aus dem Letzten des Seins. Ihre Vorgänger hatten nur einen bestimmten Ausschnitt zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht, entweder die Natur, wie die Jonier, oder den Menschen, wie die Sophisten und Sokrates. Gemessen am modernen Fortschritt nehmen freilich manche Fächer, wie Erkenntnis-

theorie, empirische Psychologie und Geschichte, einen bescheidenen Raum bei dem griechischen Denkerpaar ein, prinzipiell fehlen sie aber nicht. Durch diese Auffassung grenzen sie die Philosophie als die Weisheit von den letzten Gründen und als die Lehre von den großen Zusammenhängen des Weltganzen von den Einzelwissenschaften ab und schlichten damit Jahrhunderte vorher die Auseinandersetzungen über ihre Aufgabe und Stellung. Freilich können sie diese scharfen Grenzlinien nicht immer streng einhalten, da ganz allgemein nach antiker Auffassung Philosophie und Wissenschaft, d. h. Kausalerklärung, zusammenfallen, indes heben sie doch genugsam die engere Philosophie oder Metaphysik aus diesem größeren Kreis heraus.

Weit vorbildlicher noch als diese Einbeziehung der Gesamtwirklichkeit in die Spekulation ist ihr genialer Versuch, eben diese Gesamtwirklichkeit in dem engen Netz weniger Grundbegriffe, die bei aller Festigkeit große Dehnbarkeit und Anpassungsfähigkeit verraten, einzufangen und zu ordnen. Wie die Wirklichkeit ein organisch gefügter Kosmos voll Einheit und Schönheit ist, so muß auch dieser Aufbau in der ideellen Wiedergabe durch die Wissenschaft zum Ausdruck kommen. Einerlei, wie man sich zur endgültigen Wahrheit beider Systeme stellen mag, schon der Versuch, wie Platon mit seiner Ideenlehre und Aristoteles mit seinem Begriffspaar Akt und Potenz das All, angefangen von der formlosen, wandelbaren Materie bis zur vollkommensten, unveränderlichen Gottheit, konstruktiv aufzubauen, verrät die höchste Kraft spekulativen Könnens und ein überfließendes Maß griechischer Gestaltungsgabe.

Es wäre ein reizvolles Unterfangen, nachzuweisen, wie bei beiden Denkern zunächst die allgemeine Seinslehre und dementsprechend die formale Logik und weiterhin alle Einzelgebiete durch die Anwendung obiger Kategorien ihren eigentümlichen Ausbau erfahren. Dank dieser einheitlichen Durchführung wird bei Platon die Seele als gottverwandter Geist gefaßt, wird ihre Erdenaufgabe als Verähnlichung mit der Gottheit gedeutet. Vor allem aber führt ihn die Ideenlehre zu einem so reinen, erhabenen und inhaltreichen Gottesbegriff, wie wir ihn wohl nirgends außerhalb der Offenbarung wiederfinden. In methodisch ähnlicher, sachlich durchaus verschiedener Weise bestimmt Aristoteles so treffend durch seine Theorie von Materie und Form das Verhältnis der Seele zum Körper, den Ursprung der höheren Erkenntnisse, die Natur der Veränderung und Bewegung, das Wesen der Gottheit.

Von Platon und Aristoteles lernte darum auch das Mittelalter, wenn es seine großen konstruktiven Werke schuf, wenn es in der Philosophie vor allem auf das Ganze ging und nicht in der Bearbeitung von Einzelfragen stecken blieb. Thomas, die Synthese des Augustinischen Platonismus und ursprünglichen Aristotelismus, ist darum auch der unübertroffene Meister in der folgerichtigen Durchführung seines alle Teile der Philosophie harmonisch aufarbeitenden Systems.

Mit einer gewissen Wehmut gleitet der Blick von dieser weiten Auffassung der Weltweisheit in früheren Zeiten auf den heutigen Betrieb mit seiner Zersplitterung und Einengung. Je innigeren Anschluß die moderne Philosophie an die Einzelsächer der positiven Wissenschaften gefunden hat, was gewiß einen großen Fortschritt über Altertum und Mittelalter hinaus bedeutet, um so weniger hat sie die Kraft gefunden, sich über sie zu erheben. Prinzipiell ist man

in der Diskussion über das ihr eigentümliche Gebiet schon so weit gegangen, daß man ihr nichts anderes als die Systematisierung der Ergebnisse der Einzel- forschung angewiesen hat. Nun sollte man doch meinen, es müsse notwendig eine höchste Wissenschaft geben, die sich mit den Voraussetzungen der besondern Wissenschaften befaßt. Das ist eben die Philosophie als die Untersuchung von den letzten Prinzipien und den allgemeinsten, großen Zusammenhängen des Weltganzen. Diese Auffassung vertrat noch die Renaissance, ihr größter Maler weist ihr darum auch in den Stenzen die hehre Aufgabe an: *Rerum cognoscere causas*. Auch die Begründer der neueren Philosophie, die trotz vielfachen Absagen und Schwankungen noch aufs engste mit der Vorzeit verbunden waren, z. B. ein Descartes und Leibniz, weisen diesen universalen Zug in ihren Systemen auf.

In dem Gesagten ist bereits eine weitere charakteristische Note der Platonisch-Aristotelischen Philosophie angedeutet: sie ist wesentlich Seinslehre, Metaphysik, intellektuelle Wiedergabe des Transsubjektiven. Bis zu einem gewissen Grade bewegte sich bereits die Spekulation der Vorsokratiker in derselben Richtung. Während aber Ionier, Eleaten, Pythagoreer irgend welche Besonderungen und Verdichtungen des Seins ins Auge faßten, mochte es nun das bewegliche und naturhafte oder das abstrakte, unveränderliche oder die Größe und Ausdehnung sein, so zielt bei Platon und Aristoteles alle Betrachtung des speziellen und verdichteten Seins letztlich auf die Darstellung des Seins überhaupt hin bzw. liegt dieses jenem zu Grunde. Diese Ontologie gilt ihnen als die grundlegendste Wissenschaft, wird von ihnen als die vornehmste, höchste Weisheit gewertet. Jede andere Beschäftigung, sagt Aristoteles ganz gegen seine sonstige Art mit ziemlicher Gefühlsbetonung, ist notwendiger, diese aber ist die süßeste und schönste. Nach Platon entspringt das Verben um ihren Besitz dem tiefsten und gewaltigsten Trieb des Menschen, dem Eros, der sich am einzelnen, am Sinnfälligen, am Körperlichen entzündet, um von da gereinigt und vergeistigt zum Übersinnlichen, Ewigen und Unvergänglichen emporzu- steigen und letztlich wie wonnetrunken im Lande der Ideen, in der Schau der göttlichen Güte wonnetrunken und erkenntnisgesättigt auszuruhen. Nichts wirft hellere Schlaglichter auf die Selbstverständlichkeit und Ursprünglichkeit, mit der Platons Riesengeist von der Realsubstanz des Seins durchdrungen war, als die Unmittelbarkeit, mit der er aus der psychologischen Tatsächlichkeit der Wissenschaft und ihren allgemeinen und notwendigen Aussagen ohne weiteres folgert, daß den logischen Gebilden auch irgendwo ein adäquates Gegenstück in der Wirklichkeitswelt entsprechen müsse. Da er dieses in der stets wechselnden Flucht der sinnlichen Erscheinungswelt nicht fand, so schuf er sich, dank der dem Griechen eigenen Gestaltungskraft und beeinflusst durch die Eleaten, die überirdische Ideenwelt des *ὄντος ὅν*. Der Grundgedanke dieser Auffassung, aus seiner Verzerrung befreit, ist mit das Tiefste und Wahrste, was je von Menschenggeist eronnen wurde: er widerlegt einmal den gesamten Kritizismus und führt geschichtlich nachweislich zu Augustins theozentrischer, großartiger Weltauffassung, zu dem schönsten, idealsten und packendsten Gottesbeweis, dem ideologischen, wie ihn Augustin durchführt.

Aristoteles greift das noch nicht ausgereifte und abgeklärte Gedankengut seines verehrten Meisters auf und entwirft nun, um mit Goethe zu sprechen,

in nüchternen, aber großzügiger, weitausschauender Architektonik den Wissenschaftsplan vom Sein als Sein. Zuerst begründet er die Notwendigkeit und Bedeutung dieser neuen Wissenschaft. Dann schickt er sich in moderner Aufmachung an, ihre einschlägigen Fragen aufzurollen, und untersucht, welche Probleme ihr zur Bearbeitung angehören. In der eigentlichen Ausführung endlich begegnet uns eine fast erdrückende Fülle tiefstgehender Untersuchungen: der Begriff, die Einteilung und Analogie des Seins, mit besonders eingehender Berücksichtigung der Substanz, die Analyse der kategorialen Bestimmungen, namentlich der Größe, Beschaffenheit und Beziehung, die Untersuchung über das Wesen der Dinge und deren Definition, die Zusammensetzung der veränderlichen Substanzen aus Materie und Form bzw. aus Potenz und Akt. Daran schließen sich feinsinnige Ausführungen über die ersten Prinzipien oder letzten Träger alles Seins nebst der klassischen Theorie über die vier Ursachen. Zuletzt mündet diese „erste Philosophie“ in „Theologie“, die Betrachtung über Potenz und Akt oder bewegliches und unbewegliches Sein führt wie von selbst zum unbewegten Bewegten, zur reinen Aktualität, zur vollkommenen Selbstgenügsamkeit, zum persönlichen Gott, der im erhabenen Denken seiner selbst unendlich selig ist.

Das ist wirklich eine schier himmlische Weisheit! Wollen wir aber erst ihre tiefsten Tiefen ausmessen und höchsten Höhen erklimmen, so müssen wir ihr befruchtendes Weiterwirken in den späteren Zeiten, im Neuplatonismus, im Augustinismus, in der Scholastik, in der Renaissance etwa bis auf die *Disputationes Metaphysicae* des großen Suarez verfolgen, mit denen wiederum ein blütenreicher Frühling und fruchtheladener Herbst eindringendster Spekulation einsetzt und bis ins 18. Jahrhundert nachwirkt.

Die ganze weltgeschichtliche Bedeutung dieser Platonisch-Aristotelischen Seinslehre oder intellektualistisch begründeten Metaphysik wird aber erst durch ihren Gegensatz zum Kantischen Kritizismus und der von ihm ausgehenden modernen Bewegung ersichtlich. Wie jener die Eigenart des antiken und mittelalterlichen Denkens kurz und bündig zum Ausdruck bringt, so dieser den Charakter des neuzeitlichen. Die gleiche Massen- und Tiefenwirkung, die von jener im Altertum und Mittelalter ausgegangen ist, ist von diesem im 19. und 20. Jahrhundert ausgegangen. Ein größerer Gegensatz aber als zwischen der Aristotelischen Metaphysik und der Kantischen Kritik der reinen Vernunft begegnet uns selten in der Geschichte der Literatur. Kant selbst ist sich dieses ganzen, weittragenden Gegensatzes voll und ganz bewußt, wenn er in der Vorrede zur zweiten Auflage schreibt: „Bisher nahm man an, all unsre Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten, aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsre Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu Grunde. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in der Aufgabe der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unsrer Erkenntnis richten. . . . Es ist hiermit ebenso als mit dem ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ“

(Berliner Ausgabe III 11 f.). So tritt denn an Stelle des Objektes als Normgeber der Wahrheit das Subjekt, die Seinsbestimmungen werden zu Denkformen, für die zehn Kategorien der Dinge erhalten wir die zwölf Funktionen des Geistes. Herrschte früher der erkenntnistheoretische Realismus, so jetzt der Idealismus oder Phänomenalismus, die erledigte intellektualistische Metaphysik wird durch praktische Willenspostulate ersetzt, und die Mühe endlich, die man früher auf die Darstellung und Bearbeitung des Seins verwandte, verwendet man jetzt auf kritische Grenzbestimmungen. Die Geschichte der modernen Philosophie fällt darum größtenteils mit der Geschichte der Erkenntnislehre zusammen, die erst in neuester Zeit eine gesunde Wendung vom Idealismus zum Realismus und zur Metaphysik genommen hat.

Geht die Philosophie bei Platon und Aristoteles überhaupt auf das Sein in seiner Allgemeinheit und in seiner Besonderung, so nimmt sie doch im Verlauf der Darstellung eine wertbeurteilende Scheidung und Steigerung vor. Während nämlich das Materielle und Sinnfällige ihr Ausgangspunkt ist, bildet ihr eigentliches Formalobjekt und Hochziel das Übersinnliche, das Geistige.

Dadurch unterscheidet sich wiederum so wesentlich das griechische Denken vom modernen. Gewiß begründen die großen Rationalisten des 17. Jahrhunderts noch einen echt bodenständigen Spiritualismus. Indes verläuft bereits der englische Empirismus, insofern er folgerichtig wie etwa von Hume durchgeführt wird, völlig im Sensualismus, wenn er die ganze Verstandestätigkeit in bloßer Bearbeitung, d. h. Trennung und Verbindung der durch die Sinne zugeführten Materialien aufgehen läßt. Der weit verbreitete französische Materialismus und Sensualismus des 18. Jahrhunderts mag hier ganz übergangen werden. Aber das kann in diesem Zusammenhang nicht leicht zu scharf hervorgehoben werden, daß der theoretische Kritizismus Kants trotz des hochversteigten Rationalismus seiner Methode und der ständig wiederkehrenden Prägung „transzendentaler Idealismus“ seinen Ergebnissen nach völliger Sensualismus ist. Alles theoretische Erkennen bleibt auf die Phänomene und die sinnfälligen Erscheinungsdinge beschränkt, weshalb der Führer der Marburger Schule den Kritizismus mit Recht als „Theorie der Erfahrung“ bezeichnet.

Dieser Geist beherrscht seit der kurzen Alleinherrschaft des nachfolgenden deutschen Idealismus, vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, im großen ganzen die moderne Philosophie. Man denke nur etwa an den einflußreichsten französischen Denker jener Zeit, an August Comte und seinen Positivismus, oder an Herbert Spencer in England. In Deutschland wirkt der Materialismusstreit (1854) und sein Geist noch auf Jahrzehnte lang mächtig weiter. Die Philosophie und die glänzend voranschreitende Naturwissenschaft reichen sich die Hand zum Bunde: Höchstes Gesetz alles Geschehens ist der nach rein mechanischen Gesetzen sich vollziehende Entwicklungsgedanke. Selbst der modernste Zweig der Philosophie, die empirische Psychologie, ist ganz aus diesem Geist geboren. Ihren ursprünglichen Arbeitsmethoden und selbst ihren Ergebnissen nach, soweit sie dem vorigen Jahrhundert angehören, atmet sie ganz den Geist ihrer materialistisch bzw. sensualistisch gerichteten Zeit.

Es ist notwendig, sich Stand und Gang dieser Dinge ins Gedächtnis zurückzurufen, wenn man den großen Fortschritt der letzten Jahrzehnte gerecht anerkennen will, ohne sich einstweilen zu viel von ihm zu versprechen. Denn wenn auch der kritische Realismus — nehmen wir etwa seinen bedeutendsten Vertreter Oswald Külpe — bereits mit ganz modernen Arbeitsmitteln die Enge der Bewußtseinsphäre sprengt und sich von da vorsichtig tastend in die Welt der Dinge hineintwagt, so ist er doch bis zur Differenzierung und Abstufung und zum kategorialen Aufbau dieser Dingwelt noch nicht vorgedrungen, geschweige denn, daß er die Körperwelt aus einer höheren Geisteswelt abzuleiten verstünde.

Hier tritt nun wiederum wegweisend und zielslegend das griechische Philosophenpaar so zeitgemäß vor uns hin: Auf der Schule von Athen läßt Raffael so bezeichnend Platon nach oben weisen und gibt ihm den Timäus in die Hand, in dem bekanntlich der weltbildende Demiurg die chaotische Masse nach den vorbildlichen Ideen kosmisch ordnet, während der mehr diesseitig gerichtete Aristoteles die Ethik hält, die trotz ihres nüchternen Tugendbegriffs letztlich im erhabensten Spiritualismus mündet.

Wollen wir diesen metaphysischen — nicht erkenntniskritischen — Idealismus möglichst rein und kräftig herausarbeiten, so müssen wir freilich beide Denker einen Augenblick zu einer moralischen Persönlichkeit, zum Ausdruck eines Gedankens zusammenwachsen lassen. Denn weder der eine noch der andere Denker verkörpert getrennt dieses schier übermenschliche Ideal, wohl aber verwirklichen sie es annähernd in ihrer gegenseitigen Ergänzung. Zu dieser Abstraktion sind wir aber geschichtlich um so mehr berechtigt, weil Aristoteles und Platon — entgegen weit verbreiteter populärer Anschauungen, die am korrigierenden Buchstaben der Aristotelischen Schriften oberflächlich haften bleiben und nicht bis in die Tiefen ihrer philosophischen Seele dringen — aufs engste zusammengehören: Der kritische Schüler gibt dem metaphysischen Idealismus seines hochfliegenden Meisters nur eine solidere, erdenhaftere Basis, nimmt im einzelnen manche Verbesserungen an seiner Lehre vor. So reißt er vor allem die Ideen aus ihrer olympischen Verselbständigung herunter und pflanzt sie als immanente Seinsbedingungen und dynamische Formeln den tatsächlichen Dingen ein, im übrigen aber zeigt ein Längenschnitt durch das Ganze beider Systeme im großen ganzen dieselbe metaphysische Konstruktion.

Kehren wir nunmehr zur vorhin aufgeworfenen Frage zurück: Wie wird von den beiden griechischen Denkern die Welt des Seins wertend aufgebaut? Sehen wir von all den tausend peripherischen Problemen ab, die in der Geschichte des menschlichen Denkens je aufgeworfen sind, und ordnen wir wiederum jene Probleme untereinander, die in großen Zeiten und bei den säkularen Führern im Blickpunkt der Untersuchung standen, so ist die letzte bzw. erste und grundlegendste Frage die nach dem Wissen, d. h. dem wissenschaftlichen Erkennen. Als die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie im vorigen Jahrhundert noch in bescheidenen Anfängen steckte, etwa zu Zeiten Prantls und Haureau, konnte man nicht selten lesen, die Scholastiker hätte nur eine große Diskussion beschäftigt, die über Nominalismus und Realismus. Das eine verriet jedenfalls der damalige Stand der Forschung: die Bedeutung, die die Scholastik der Untersuchung über die Natur und die sachlichen Grundlagen des Wissens beilegte. Und wiederum scheidet die verschiedene Stellung-

nahme zu diesem Zentralproblem die führenden Geister zu Beginn der Neuzeit, derart, daß man dementsprechend die einen mit dem Namen „Rationalisten“, die andern mit „Empiristen“ bezeichnet.

Indes liegen all diese Lösungsversuche, so verschieden sie auch einstweilen dem Historiker erscheinen mögen, doch noch ziemlich nahe beieinander, jedenfalls noch innerhalb der beiden extremsten Pole, und darum führten sie auch keine förmlichen Revolutionen oder säkularen Wendungen im Ablauf der Ideen herbei. Diese beiden Pole werden vielmehr von Platon und Kant bezeichnet, und darum müßte eine großzügige, in die Tiefe gehende Darstellung die gesamte bisherige Geschichte der Philosophie kurzerhand in den Verlauf des Platonismus und Kantianismus einteilen.

Platon und Kant werfen dieselbe Urfrage auf: Wie ist allgemeines und notwendiges Wissen mit gegenständlicher Geltung möglich? Der eine verlegt in der Antwortgebung die ganze Lösung in die Seinsobjekte, der andere in das Erkenntnissubjekt. Und wiederum beantworten beide Philosophen alle weiteren Fragen folgerichtig zu dieser Lösung. Die Bedeutsamkeit und Dunkelheit dieser letzten und schwersten philosophischen Frage einerseits und die Neuheit, Kühnheit und Konsequenz des Wurfes andererseits erklärt denn auch zur Genüge das Epochenmachende und Weittragende ihrer Tat: wie der Aristotelismus, der Augustinismus, die Scholastik, die Renaissance, der Rationalismus und auch noch der Empirismus bis ins 18. Jahrhundert, alles nur Spielarten, Modifikationen, Weiterausführungen, Ergänzungen oder auch Abirrungen von der Grundidee des Platonismus bedeuten, so gehen Fichtianismus, Hegelianismus, Schopenhauerianismus, moderner Logizismus und die verschiedensten andern Ismen vom transzendenten Idealismus aus, um letztlich, wenn auch in veränderter Form, wieder zu ihm zurückzukehren. So gewaltig ist diese idealistische Nachwirkung, daß viele Denker und Systeme fast wider ihren Willen in seinen Strudel hineingezogen werden, man denke nur an manche Motive der ursprünglich so viel verheißenden Phänomenologie.

Ganz anders als Kant geht Platon vor, für ihn bedeutet Gegenstand des allgemeinen und notwendigen Wissens nicht ein vom schöpferischen Geist geformtes und systematisiertes Empfindungselement, sondern die substanzierende, übersinnliche, wirkliche Idee. Platons Idealismus ist ein metaphysischer und kein phänomenaler. Gewiß, es ist ein verstiegener, überspannter Spiritualismus, und darum wird Aristoteles ihn auf das rechte Maß zurückführen. Aber unvergleichlich bedeutsamer als dieser Irrtum ist der in ihm steckende Wahrheitsgehalt. Das Geistige, die Immaterialwelt ist das Erste, Höchste, Schöpferische und Bildende, durch dessen Anteilnahme und Wirksamkeit die Körperwelt geformt ist. Noch mehr, jeder Körper ist der Ausdruck eines Gedankens, die Darstellung einer Idee, der Demiurg hat die Welt im Hinblick auf die übersinnlichen Vorbilder geformt. Das Tiefste aber bei alledem ist, daß bei Platon sowohl als bei Aristoteles jedes Einzel Ding und alle in ihrer Gesamtheit vereint einen Zweck verwirklichen und zum Höchsten, zur Gottheit, als dem reinen Guten hinstreben. Ja die Untersuchung und Bewertung der Wirkursachen tritt gegenüber der alles überragenden Stellung der Zweckursachen fast zurück: der Zweck, der Gedanke ist sowohl Ausgangspunkt als Endziel alles Weltgeschehens.

Höher kann keine Philosophie fliegen, und darum wußte selbst der idealste unter allen christlichen Denkern, St. Augustinus, nichts Besseres zu tun, als diesen Platonischen Spiritualismus mit dem Tiefsinnigsten, was die Offenbarung uns bietet, mit der Logosidee des hl. Johannes, zu verbinden, wie Augustinus denn auch wiederholt dankbar bekennt, daß ihn nur der Platonismus aus den Niederungen und Plattheiten des Materialismus zu den reinen Höhen des Geistigen und vor allem zur Anerkennung einer immateriellen Substanz zurückgeführt habe. Und wenn nach dem Zerfall der Spätscholastik und nach der rein mechanischen Betrachtungsweise der neueren Philosophie Deutschlands größter Denker, der Platon und Aristoteles kongeniale Leibniz, dem Kosmos wieder Leben einhauchte und dem trägen, rein passiven Stoff durch Beigefellung und Innewohnenlassen der Formen wieder Innenkräfte und Wirkungsprinzipien einhauchte und über die ganz einseitig betonten Wirkursachen die Zweckursachen stellte, dann beteuert er wiederholt, nichts anderes zu wollen als die Rehabilitierung des Platonisch-Aristotelischen Weltbildes, dann feiert er ausdrücklich Platon als denjenigen, der die Welt aus Notwendigkeit, d. h. aus Wirkungskräften, und Gedanken, d. h. aus Zweck und Geist, sich aufbauen ließ.

Diese philosophische Tat Platons wird der Historiker aber um so höher einschätzen, wenn er bedenkt, daß mit ihr ein völlig Neues einsetzt. Jahrhunderte lang hatten tiefsinnige Denker wie Heraklit und die Pythagoreer, hatten kenntnisreiche Forscher, wie Demokrit, nach den letzten Gründen und der höchsten Einheit des Weltgeschehens geforscht, aber sie waren stets in der Materie und Bewegung stecken geblieben. Freilich hatte bereits Anaxagoras gelegentlich den geistigen *voûs* erwähnt, und deshalb wird er von Aristoteles als der erste Nüchterne unter lauter Trunkenen gelobt. Aber derselbe Aristoteles tadelt ihn auch, daß er mit dem *voûs* nichts anzufangen gewußt habe. Wie ganz anders Platon! Geist ist nicht bloß die ganze Idealwelt, Geist ist auch der Mensch, gegenüber dem *voûs* kommt der körperliche Bestandteil kaum in Betracht; durch den Geist tritt auch die Welt in ihre Erscheinungsformen. Vor allem aber ist die Gottheit Geist, Gedanke, Wille, Person, Zweck; sie selbst aber steht der Welt nicht fremd, teilnahmslos, passiv wie im Deismus gegenüber, sie regiert als liebende Vorsehung die Gesamtheit und die Geschicke des einzelnen, sie bildet das Endziel des Weltgeschehens wie der einzelnen Menschenseele, denn das Wesen der Gottheit ist Güte, selbstlose, überquellende, sich mitteilende Liebe. „Die Gottheit ist neidlos“, das war ja ein Kindeslaut, emporgesandt zum Vaterherzen Gottes, wie man ihn nie im kalten, herzlosen Heidentum vernommen hatte, so warm, so innig, so tief empfunden, so persönlich erlebt, daß viele Platonverehrer später meinten, er müsse ihn bei den Propheten oder jedenfalls als Echo der Uroffenbarung aufgefangen haben.

Platon war eben nicht bloß ein großer Kopf und genialer, schöpferischer Denker, sondern auch ein ebenso edler, ideal gerichteter Mensch mit einem warmen, weiten, schönheitsstrunkenen Herzen. So schaute bereits das Griechentum auf ihn als die Verkörperung des Menschheitsideals. Platons Philosophie ist ja in ihren letzten Selbstbewegungen Ethik, Lebensbestimmung, Lebensordnung im Sinn seines Lehrers Sokrates, und darum ist so bezeichnend nicht das ontologische Sein, sondern das wertbetonte Gute Krönung und Voll-

endung seines metaphysischen Idealismus. Von Platon galt mehr als von irgend einem Denker das Wort Fichtes: Was für eine Philosophie man hat, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.

Freilich trug der Schwung und der geistige Gros den Dichterphilosophen über das zulässige Maß in seinen Höhenflügen über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus. Dieses Los teilt er mit andern Genies. Hier sollte der weniger geniale, aber wissenschaftlich methodischere, kritischere und exaktere große Schüler ergänzend und berichtigend einsegnen.

Was darum sein Weltbild an Tiefe und Originalität, an Farbenglut und dichterischer Verklärung einbüßt, das gewinnt es überreich an Diesseitswirklichkeit und kritischer Begründung, an wissenschaftlichem Gefüge und dialektischer Architektonik. Zwischen der passiven, gestaltlosen Materie als dem Prinzip alles Wandelbaren, Veränderlichen und Gestaltlosen und der reinen, lauteren Form oder der sich allgenügsamen, unendlichen, in ihrem Sichselbstdenken glücklichen Gottheit hängt lückenlos die ganze Kette des leblosen und belebten Wesens, der äußern Natur und des Menschen, der sublunaren Welt und der höheren Sphären mit den reinen, unwandelbaren Geistern.

Von beiden Denkern aber gilt das schöne Wort Tertullians: *Anima naturaliter christiana* — trotz mancherlei peinlichen Zugeständnissen an die Ethik und Politik, Natur- und Götterlehre der griechischen Umwelt. Wenn überhaupt die Geschichtsphilosophie von einer immanenten Teleologie der Weltgeschehnisse und einer waltenden Vorsehung sprechen darf, dann sicherlich in unsrem Fall. Und darum hat die christliche Philosophie und Theologie die gigantischen Gedankenmassive der Platonisch-Aristotelischen Weisheit in ihre großen Systeme eingebaut, ähnlich wie sich die christliche Kunst mit den Säulen, Obelisken, Statuen und ganzen Bauten der heidnischen Antike für ihre hohenpriesterlichen Zwecke bereichert hat. Platon und Aristoteles leben nicht nur in der scholastischen Methode, sondern auch in den inhaltlichen Sätzen der philosophischen Einzelfächer der Scholastik weiter, und selbst für den Ausbau der Wissenschaft der Offenbarung haben sie nicht unbedeutende Bausteine geliefert. Möge vor allem ihr ewig jugendfrischer Genius auf das heranwachsende Deutschland übersprühen, wie er einst die Besten des begabtesten aller geschichtlichen Völker in der Akademie und in den Wandelgängen in seinen bezaubernden Bann gezogen hat.

Bernhard Jansen S. J.